

Als Herr Casparis eines Morgens erwachte, schien es ihm, er habe schlecht geträumt und sei gerade einem großen Unglück entkommen. Im Traum befand er sich in der Halle eines Flughafens. Die Fenster gaben die Sicht frei auf eine Landschaft, die die

Herr Casparis sucht die Heimat

Farben der Wüste hatte. Herr Casparis saß in einer Lounge, unter Menschen, die er zwar sah, aber nicht hörte, obwohl einige sich miteinander unterhielten. Eine beklemmende Atmosphäre, tonlos, die Menschen schienen aufgereggt, sie machten heftige Bewegungen mit den Armen. Vor ihm las ein Mann in einem gelben T-Shirt und mit einer Sportmütze auf dem Kopf in einer illustrierten Zeitung, bewegte aber fortwährend die Lippen, so als rede er auf die Figuren ein, über die er gerade las. Die Menschen in der Umgebung hatten transparente Plastiktüten neben sich, sodass man sehen konnte, was sie mit sich trugen.

Drei Tische entfernt saß ein Mann mit einem glattrasierten Kopf; im Plastikbeutel, den er gegen ein Stuhlbein gestützt hatte, waren lauter Käämme und Schergeräte, so, wie Herr Casparis sie aus dem Laden des Dorfcoiffeurs seiner Kindheit kannte. «Arnold, der Wellenbrecher», nannten sie den Mann, der die Aufgabe hatte, die Haarpracht der Halbwüchsigen kurz zu halten, und vor seiner Schere war keine Naturlocke sicher! Als Herr Casparis noch zur Schule ging, musste ab und zu die gesamte Klasse zu Arnold dem Wellenbrecher, weil irgendwo auf einem Kinderkopf Läuse entdeckt worden waren. «Mit dem richtigen Werkzeug wird man jede Plage los!», pflegte der Dorffigaro zu sagen.

Hier im Flughafen am Wüstenrand schienen die Menschen in ihren Beuteln das dabeizuhaben, was sie für ihre Arbeit

und offenbar auch für ihre Weiterreise brauchten. Herr Casparis glaubte, bei einem Mann in der Nähe Elektrokabel zu entdecken, eine Frau hatte einen Beutel dabei, in dem ein Stethoskop zu erkennen war, ein anderer Mann, etwas weiter entfernt, der seiner dunklen Kleidung nach ein Pfarrer sein konnte, hatte in seinem Plastikbeutel ein Buch und einige Kerzen und – das war ganz deutlich zu sehen – einen Rosenkranz. Auf einmal kamen zwei Frauen in Uniform auf ihn zu. Sie sagten kein Wort, doch Herr Casparis spürte, dass die beiden Frauen etwas von ihm wollten. Sie starrten auf die Stuhlbeine, und er begriff, dass sie nach der durchsichtigen Plastiktasche Ausschau hielten, die ihm gehörte. Doch Herr Casparis hatte keine bei sich. Er vermisste auch keine.

Die beiden Frauen forderten ihn mit unmissverständlichen Gesten auf, sich zu erheben und ihnen zu folgen. Er griff beunruhigt nach seiner Ledertasche und ging einer der beiden Frauen hinterher, die zweite folgte ihm. Sie führten ihn einen Gang entlang zu einer Polizeistation, wo einige Männer ihn mit Handzeichen und Mundbewegungen, aber tonlos aufforderten, sich auszuziehen. Herr Casparis begann, Stück für Stück seine Kleider abzulegen, einer der Männer machte immer wieder mit der rechten Hand eine Bewegung, als wolle er sagen: Weiter! Weiter! Nun stand Herr Casparis nackt da, die beiden Beamten, die ihn betrachteten, schüttelten den Kopf und ließen ihn stehen, indem sie sich offenbar einem ihrer Vorgesetzten näherten. Dieser hob eine durchsichtige Plastiktasche in die Höhe, als wolle er sagen: «Wo hast du sie gelassen?» Da begann Herr Casparis zu schreien und zu toben und rief: «Ich will nach Hause, lasst mich endlich gehen, ich will hier weg!» Doch niemand schien ihn zu verstehen oder gar zu hören. Er versuchte weiter, die Polizisten wissen zu lassen:

«Ich gehöre hier nicht hin! Ich komme anderswoher, ich will zurück! Bei uns braucht man keine Tüten! Ich will meine Kleider wieder. Und ich werde mich beschweren!»

Niemand beachtete ihn, man ließ ihn einfach nackt stehen und ging anderen Geschäften nach. Es war vergeblich, die Polizisten redeten miteinander und schienen Herrn Casparis bereits vergessen zu haben. Dieser versuchte, sich schreiend und stampfend bemerkbar zu machen.

Da wachte er erschöpft auf.

Dieser Traum beschäftigte Herrn Casparis über längere Zeit. «Nie warst du so verloren und so alleingelassen, in deinem ganzen Leben!», sagte er sich und begann, darüber nachzudenken. Da fiel ihm auf, dass er bisher immer in einer für ihn bestellten und zurechtgemachten Welt gelebt hatte, in der er auch zu Hause war. Nie hatte er diese Welt als stumm und unerreichbar erlebt, sondern immer hatte er Menschen, die sprachen, gehört, und diese hatten auch ihn wahrgenommen, selbst wenn sie eine andere Sprache verwendeten. Nie war ihm die Vermutung gekommen, er gehöre irgendwie nicht dazu. In seinem eigenen Land lebte er wie alle anderen. War er unterwegs und im Ausland, Tourist oder Gast, so war ihm die Welt gewiss fremder als zu Hause, aber doch fühlte er sich auch so fern nie verloren.

Auf einmal war es ihm, als hätte dieser Traum ihn erstmals dahin geführt, wo er weder gehört noch verstanden, weder anerkannt noch gar geachtet war. Er war ganz und gar ein Niemand, weil kein Mensch ihn zu bemerken und zu verstehen schien. Und er erinnerte sich lebhaft, wie etwas Ungestüttes und Bedrängendes in ihm hochgeschossen war und er ein unbeschreibbares Bedürfnis verspürt hatte, dorthin zurückzukehren, wo er hingehörte. Je mehr er überlegte, umso

eindeutiger schien es ihm, dass der Traum ihn in einer Umgebung abgesetzt hatte, die als das völlige Gegenteil zu dem gelten musste, was man gemeinhin als Heimat bezeichnete. Er war in eine Hölle geraten und wollte blitzschnell an einen Ort zurück, wo er sich auskannte und wo Menschen ihn als ihresgleichen anerkannten. Heimat, das war der Himmel, der sich ihm im Traum als Rettung, aber auch als Anrecht gezeigt hatte, und dahin zogen ihn eine nackte Verzweiflung und ein Verlangen nach Zugehörigkeit unwiderstehlich zurück.

Noch nie in seinem Leben hatte er, um sich zu retten, in seine Heimat zurückgewollt. Er war häufig ferienhalber im Ausland gewesen und kehrte – weder übermäßig beglückt noch übermäßig bedrückt – in die Stadt seiner Arbeit zurück, zu Verwandten, Freunden und Kollegen, zu seinem Alltag und seinem Umfeld. Dieser Traum jedoch hatte ihn so aus seiner vertrauten Welt hinausgeworfen, dass er fand, man könne nicht zur Tagesordnung übergehen, sondern müsse diesen Abgrund an Verlorenheit, der sich da vor ihm aufgetan hatte, zu erkunden versuchen. «Wenn mir das im richtigen Leben und nicht nur im Traum passiert wäre!», sagte sich Herr Casparis. Und er beschloss, darüber nachzudenken, was das denn sei, die eigene Heimat, nach der er sich plötzlich und mit so ungeahnter Dringlichkeit gesehnt hatte, obwohl er in Wirklichkeit doch mitten in ihr lebte.

Wie erhält man Einblick in diese dunklen Zusammenhänge? Hat eine Auseinandersetzung mit einem Daseinsrätsel, wie es sich in einem bösen Traum darstellen mag, eigentlich einen Sinn? Was sollte das Ziel einer solchen Denkarbeit sein? Dass ihm in Zukunft ähnliche Alpträume erspart blieben? Dass er

sich bewusst wurde, wie schnell es mit dem Vertrauen in die Welt und in die Menschen der eigenen Umgebung vorbei sein konnte? Wie unvermutet man sogar das Selbstvertrauen verliert, wenn niemand da ist, der einen versteht und sich um einen kümmert? Solche und ähnliche Fragen stellte sich Herr Casparis. «Ich muss tief in mich hineinschauen, in meine Herkunft, in mein bisheriges Leben, in das, was ich geleistet habe, und das, was ich verpasst und versäumt habe, um zu begreifen, was das ist: meine Heimat. Es wird nicht nur angenehm sein!» Davon war Herr Casparis überzeugt.

Das Nachdenken über Heimat: Es könnte viele Einsichten in Kleinigkeiten, in persönliche Details und Zufälle erfordern. Und am Ende doch eine Niederlage im Großen und Entscheidenden mit sich bringen. Denn vermutlich ist Heimat ein Gelände, das nie ganz zu betreten und zu begehen ist. Und Heimweh ein Gefühl, das nur als persönliches interessant, als kollektives und allgemeines aber banal und vernachlässigbar ist. Jedenfalls war es eine Herkulesarbeit, Heimat beschreiben zu wollen! Weil es darum ging, nicht vornehmlich ein Land zu skizzieren, sondern Menschen zu beleuchten, die beieinanderwohnen und miteinander einigermaßen auszukommen suchen. Man musste diese Menschen einschätzen, ihre Gefühle und Haltungen gewichten, und das ist unangenehm und riskant. Die meisten lassen sich ja ungern in die eigenen Karten schauen, wenn es um die Frage geht: Wer bin ich eigentlich? Oder: Wozu gehöre ich? Wer ist mir näher, wer ferner, und weshalb? Über die eigene Heimat Auskunft geben zu müssen, das schürt Zweifel, weckt womöglich Unmut, sicher macht es einen verdächtig. Casparis hörte schon die Fragen. Was will er nur damit? Muss man denn alles erklären? Wir haben doch auch gelebt, ohne alles zu hinterfra-

gen und von allen Seiten zu beleuchten. Er soll uns doch einfach in Ruhe lassen.

Heimat hieß offenbar: Dort leben zu können, wo man nicht zum Sonderfall wird, zur Ausnahme. Wo man nicht auffällt und aus dem Rahmen fällt. Heimat ist doch, sich mit den Menschen nicht beschäftigen zu müssen und dennoch zu wissen, wo man hingehört. Sind nicht dies die großen Erleichterungen, die Menschen erfahren, weil sie eine Heimat haben? «Ob es Kontrollbehörden gibt?», fragt jemand in Kafkas Schloss. «Es gibt nur Kontrollbehörden», ist die Antwort des Vorstehers. Heimat könnte etwas sein, wo Kontrollbehörden weniger schaden und schinden. Auch wenn sie lästig sind, man kommt ziemlich gut an ihnen vorbei. Man lässt sie tun, was sie glauben tun zu müssen, und kümmert sich nicht weiter. Das Überwältigende am Heimatgefühl besteht doch in einem reichen Angebot an nicht zu unterschätzenden Lebenserleichterungen. Ämter und Behörden, Ordnungseinrichtungen und Reglemente sind gewiss auch in der Heimat lästig, aber so, wie man es in Kauf nimmt, dass ein warmer Sommerabend an einem schönen See nicht ohne die Begegnung mit Mücken und Stechfliegen vorbeigeht. Lästig sind sie halt, aber nicht weiter hinderlich. Zu etwas müssen sie letztlich wohl auch noch gut sein, sonst wären sie ja nicht an einem so guten Ort! Ja, Unstimmigkeiten und Fehler, Mängel und Beschädigungen sind in der Heimat weniger bedrohlich. Das leuchtete Herrn Casparis sofort ein.

Vielleicht wäre es gut, die Welt als einen Schicksalspark anzusehen, mit vertrauten und mit ganz und gar unbekanntem Teilen. Und darin bewegt man sich, die einen etwas

weiter, die anderen etwas weniger weit. Aber dies scheint keine nachteiligen Folgen zu haben. Denn Heimat hat auch etwas mit Gleichberechtigung zu tun. Sie kann mir nicht mehr gehören als den anderen auch. Letztlich gehört sie doch allen, die sich in ihr einzurichten wissen. «Patria est, ubicumque est bene.» sagte doch Cicero. Wenn er recht hat, müssten alle, denen es schlechtgeht, keine Heimat haben. Vielleicht haben ja tatsächlich alle, die leiden und unglücklich sind, keine richtige Heimat, obwohl sie einen Pass haben, eine Sprache sprechen, die man in ihrer Umgebung versteht, einer Religion anhängen, die geachtet und respektiert ist. Der «Umbau der Welt zur Heimat» – war es nicht das, was der Philosoph Ernst Bloch als Utopie formulierte? Was für eine Aufgabe, für die das Leben des Einzelnen doch viel zu kurz war.

— — —

«Dies schaffst auch du nicht!», sagte sich Herr Casparis. Schon das Wort Heimat selbst besagt ja etwas anderes und mehr als nur Herkunftsland oder Vaterland oder Nation. Und wenn er gar an andere Sprachen dachte: War die Heimat «le pays d'origine» oder «le pays natal», war sie eher «homeland» oder «native land»? Und wo jemand begann, die Heimat völkisch und rassistisch zu verstehen, wurde es lebensgefährlich. Hatten die Nationalsozialisten und die Faschisten aller Couleurs mit dem Heimatbegriff nicht grausam Schindluder getrieben? Herr Casparis hatte die Gewohnheit, wenn jemand in allzu hohen und begeisterten Tönen von der Heimat sprach, schnell den Satz einfließen zu lassen, Amerika sei die Heimat der Kartoffel! Das schien ihm wie ein Gegengift, denn damit konnte unter Heimat niemand etwas anderes meinen als das ursprüngliche Herkunftsland.

Es war in den Augen von Herrn Casparis eine weitverbreitete falsche Vorstellung, dass das Eigene nur beruhigend, vergewissernd und aufbauend sei. Die eigene Familie konnte das Zentrum lebenslanger Verstörungen sein, das eigene Land sich als jener Lebensbereich erweisen, von dem man sich am deutlichsten abgrenzen möchte. Sogar das eigene Ich konnte sich unter unglücklichen Umständen zu jenem Erfahrungskern des Lebens entwickeln, von dem man sich am dringlichsten abwenden will, weil man an ihm leidet. Glück im Eigenen: Das ist ein prekäres Glück, das es gewiss gibt und das darum auch nicht reine Illusion ist. Ihm steht aber etwas gegenüber, das mehr frappiert als dieses Glück: das tiefe Unglück nämlich, das man an dem empfinden mag, was man für das Eigene hält. – »Man darf die Heimat auch nicht überschätzen!«, gestand sich Herr Casparis.
